

Der Römerbrunnen [Fortsetzung]

Autor(en): **Guggenheim, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 9

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637687>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER RÖMERBRUNNEN

Erzählung von Werner Johannes Guggenheim

15. Fortsetzung

Leidlig setzte zwar den Zwicker auf, nahm ein Blatt nach dem andern und schaute es an, dann legte er die Blätter zusammen und beschäftigte sich nun lediglich wortlos eine Zeitlang damit, die Gläser seines Zwickers anzuhäuschen und mit dem Wildlederläppchen sauber zu reiben, als seien sie von so viel sittlicher Entrüstung trüb angelaufen.

Endlich wandte er sich an Mutschler. „Sagen Sie mir einmal aufrichtig Ihre Meinung, Herr Gemeinderat. Finden Sie das Schwerdtlinsche Projekt eigentlich so ungehörig, dass man es nicht aufstellen könnte?“

Erstaunt blickte Mutschler auf. „Warum fragen Sie mich das? Sie haben mich doch dazu gebracht, dass ich es anstössig habe finden müssen.“

„Ich möchte gern wissen, was Sie, unabhängig davon, darüber denken.“

Mutschler blies die Backen auf und liess dann die Luft zwischen den geschlossenen Lippen entweichen, davon bebte sein ganzes schwammiges Gesicht. „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, was wollen Sie von mir wissen? Ich habe Sie nicht recht verstanden.“

„Ja, Herr Gemeinderat, ich muss Sie da vielleicht ein wenig erstaunen“, sagte Leidlig. „Ich habe mir nämlich die ganze Frage noch einmal gründlich durch den Kof gehen lassen. Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, dass das Preisgericht wahrscheinlich mit seinem Urteil doch das Richtige getroffen hat.“ Leidlig kam mit seiner Rede allmählich in Fluss, er wurde zusehends sicherer und bald schien es, er glaube selber, was er sagte: „Ich befürchte, wir haben uns von Fräulein Murck doch etwas zu sehr ins Schlepptau nehmen lassen. Man darf die Aengstlichkeit nicht zu weit treiben. Fräulein Murck ist für ihre sehr weitgehende Prüderie bekannt. Was ist denn an diesem Brunnen anstössig? Ein innerlich gesunder Mensch kann an diesen beiden schönen, nackten, jungen Gestalten keinen Anstoss nehmen. Dagegen scheint es mir, dass wir es einem hochbegabten Künstler gegenüber schuldig sind, ihm beizustehen und ihn auch gegen kleinliche Anwürfe in Schutz zu nehmen. Wie stellen Sie sich dazu, Herr Gemeinderat ...?“

„Jaaa ...“ sagte Mutschler und zog das a sehr in die Länge, „ich meinerseits, ich muss gestehen, dass mir Schwerdtlins Brunnen immer recht gut gefallen hat. Ich mag auch den jungen Mann recht gern. Sie erinnern sich vielleicht, Herr Doktor, ich habe ihm gleich auch ein Plakat für meine Rössli-Brauerei in Auftrag gegeben. Aber als Sie sich dann in der Sitzung so entschieden gegen das Projekt ausgesprochen haben, da habe ich mir gedacht, es sei eben doch vielleicht etwas Unanständiges, und ich hätte es nur nicht gemerkt. Man hat sich ja selber nicht immer in der Kontrolle ...“ Er lachte laut aus Verlegenheit.

„Sie haben mich wohl ein wenig missverstanden, Herr Gemeinderat. Natürlich haben wir das Für und Wider erwägen müssen, und ich wollte auch Fräulein Murck nicht direkt vor den Kopf stossen. Sie kann sehr unangenehm werden. Die grosse Begabung des Künstlers habe ich immer anerkannt, voll anerkannt.“

„Ja, doch“, gab Mutschler bereitwillig zu, „ich glaube schon, dass Sie so etwas gesagt haben. Ich könnte freilich

Alle Rechte vorbehalten!

nicht mehr beschwören, dass ich noch alles wörtlich in der Erinnerung behalten habe. Es wird ja immer sehr viel geredet, und man kann sein Gedächtnis nicht zu stark belasten ...“ wieder lachte er dröhnend. „Aber wir könnten ja im Protokoll nachsehen.“

Leidlig stutzte einen Augenblick, dann log er munter drauflos: „Leider ist mir mit dem Protokoll etwas Ungeschicktes passiert. Herr Repp hat mir seine Notizen zur Prüfung dagelassen, bevor sie ins Protokollbuch eingetragen



Photo H. Lüdi

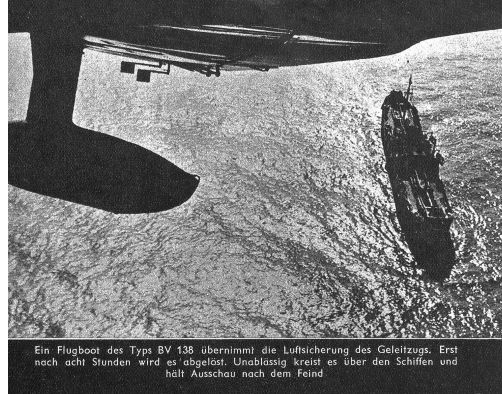
Die Türe

Als diese Türe vollendet war
Im tausendsiebenhundertundzwanzigsten Jahr,
Da standen die Kinder stumm davor.
War das ein kleines Himmelstor?

Der Bogen wölbt sich zart und rein,
Fast wie ein stiller Heiligenschein.
Darum ein Spruch- und Namenband
Und Blumengerank an Stud und Wand.
Das ist so fremd und schön und traut.
Wer hat dies Wunderwerk erbaut?

Geschlechter zogen aus und ein.
Auf jeden strahlte der Heiligenschein.
Der Friede wohnt in diesem Haus.
Geht von der Türe ein Segen aus?

Aus: 'Ewiges Bauerntum' von Hans Rhyh



Ein Flugboot des Typs BV 138 übernimmt die Luftsicherung des Geleitzugs. Erst nach acht Stunden wird es abgelöst. Unablässig kreist es über den Schiffen und hält Ausschau nach dem Feind.

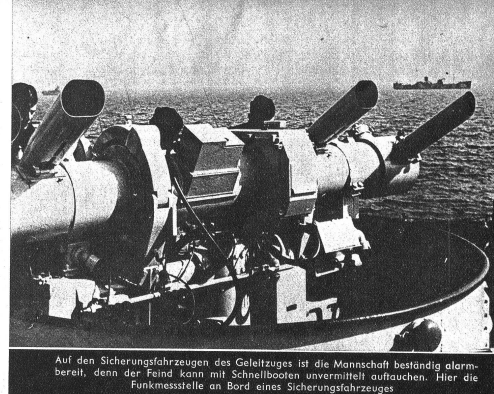
Gefährdeter Nachschub

Der Krieg ist eine Sache des Nachschubs. Operationen verlangen Munition für die Geschütze, Essen für die Soldaten, andere Dinge zu einem bestimmten Zeitpunkt und an einem bestimmten Ort. In der ersten Phase dieses Krieges machte der Nachschub namentlich England, das dringend auf die Zufuhren aus Übersee angewiesen war, grosse und grösste Sorgen, denn die deutschen U-Boote machten eine Zeitlang furchtbar in den englischen Konvois.

Heute ist es Deutschland, das sich grossen Nachschubsorgen hat. Durch die intensiven Bombardierungen der deutschen

seinen Bahnanlagen wurde Deutschland in vermehrter Masse gezwungen, den Nachschub nach Holland, Dänemark und Ostpreussen auf dem Seewege heranzubringen. Für Norwegen kommt sowieso nur der Seeweg in Frage. Dass die Alliierten nichts unversucht lassen, um diesen Nachschubverkehr zu stören oder zu unterbinden, zeigt sich darin, dass kaum eine Woche vergeht, ohne dass nicht von «Seegefechten zwischen Schnellbootverbänden und Sicherungsfahrzeugen», namentlich in der Nordsee, die Rede wäre. Wie sich ein deutscher Geleitzug nach Norwegen zu sichern trachtet, zeigt unser heutiger Bildbericht.

Bildbericht Photopress Zürich



Auf den Sicherungsfahrzeugen des Geleitzuges ist die Mannschaft beständig alarmbereit, denn der Feind kann mit Schnellbooten unvermittelt auftauchen. Hier: die Funkmessstelle an Bord eines Sicherungsfahrzeuges.



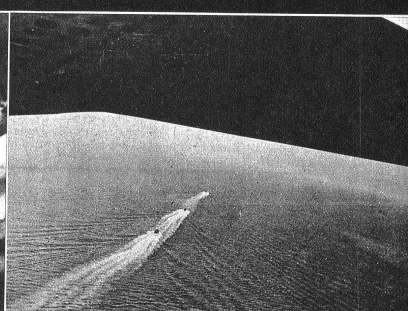
Der Funker des Flugbootes orientiert den Flugstützpunkt und die Schiffe über die Luftlage.



Konzentrierteste Aufmerksamkeit wird vom Heckschützen erwidert. Die Aufgabe besteht darin, feindliche Flugzeuge unter Beschuss zu halten.



Die Verbindung zwischen Flugboot und Schiffen wird gewöhnlich durch ein Blinkgerät gesichert. Soeben gibt der Beobachter dem Führungsschiff des Geleitzuges mit der Morselampe eine Meldung durch.



Acht Stunden hat das Flugboot den Geleitzug begleitet, nun zwingen die Brennstoffvorräte zur Umkehr. Auf die Minute genau trifft ein anderes Flugboot ein.

würden, und die Aufwärterin hat die Blätter aus Versehen unglücklicherweise in den Abfall geworfen.“

„Geschehe nichts Böseres“, tröstete Mutschler, aber er schaute Leidlig dabei auf eine sehr eigentümliche Weise an. „Und diese Protestaktion? Was soll weiter damit geschehen?“

„Das muss ich Ihnen überlassen, Herr Gemeinderat“, sagte Leidlig. „Die städtische Kunstpflege und die städtische Kunstkommission können sich jedenfalls von solchen unkontrollierbaren Einflüssen in ihrer Handlungsfreiheit nicht beeinträchtigen lassen. Ich nehme an, dass Sie darin mit mir übereinstimmen?“

„Voll und ganz“, bekräftigte Mutschler mit Salbung.

Fünftes Kapitel

Auf dem Weg vom Kunstmuseum zur Stadt hinunter war Lukas ziemlich wortkarg geblieben. Erst nach einer Weile hatte er zu seinem Begleiter gesagt: „Die ganze Sache liegt mir eigentlich nicht so recht, wissen Sie ...“ Aber

Hägni hatte sich nicht darauf eingelassen. „Sie müssen zuerst daran gewöhnen, dass Sie jetzt ganz gewaltig über Wasser haben, Schwerdtlin“, hatte er gesagt. „Ich bin mir aber aus, dass Sie Leidlig nicht zu leicht entweichen lassen. Er hat es reichlich verdient, einmal in der Schlinge zu zappeln. Lassen Sie ihn nur richtig zappeln, das ist Sie mir schuldig. Sie brauchen ja nur daran zu denken, wie wir uns alle über ihn geärgert haben. Er verdient es nicht besser.“

Als sie in einer der winkligen Gassen der Altstadt an einer Weinstube angelangt waren, hatte Hägni nach der Uhr gesehen und gesagt: „Mein Zug fährt erst nach der Uhr. Da haben wir noch schön viel Zeit. Kommen Sie mit mir Mittag essen, es gibt hier allerhand gute Sachen, was ich mich recht erinnere, ich bin früher manchmal eingeladen.“ „Forellen, blau gesotten, eine Spezialität der Frau Schmitt, dazu eine gute Flasche Cure d'Attalens, nachher vielleicht noch eine kräftige Bernerplatte mit einer Flasche Döle“, was meinen Sie dazu?“ Und als Lukas gezögert, hatte

ihn freundschaftlich beim Arm genommen und in die Wirtsstube geführt: „Vorwärts, Schwerdtlin, wir müssen diesen Tag gebührend feiern ...“

Während des Essens, das sie sich trefflich schmecken liessen, unterhielt Hägni seinen Gefährten mit vergnüglichen Erinnerungen, Anekdoten und Scherzen; schliesslich kam er auf das eben Erlebte zurück, spottete über Leidligs Verlegenheit und sagte, es habe ihm doch sehr gut getan, einmal seinen Kropf zu leeren. — „Uebrigens“, sagte er unvermittelt: „Ich heisse Othmar, und wenn du nichts dagegen hast, wollen wir uns das sagen.“

Die Freundschaft wurde mit einem kräftigen Schluck begossen. Bei der guten Gesellschaft und dem guten Wein hatte Lukas allmählich seine Bedenken verloren, er brauchte jetzt kaum mehr überredet zu werden, die Waffe, die er in die Hand bekommen hatte, auch zu verwenden. Er begann einen Plan zu schmieden und Hägni vorzutragen, der nickte dazu.

„Das ist das Richtige“, sagte er lachend, „daran habe

ich gar noch nicht gedacht. Er soll ein für allemal von der Bildfläche verschwinden.“

Lukas begleitete seinen neu gewonnenen Freund noch zur Bahn. Sie versprachen einander, in steter Verbindung zu bleiben und nahmen herzlichen Abschied. Dann begab sich Lukas mit noch etwas vom Wein geröteten Wangen zu Rieter auf die Redaktion des „Burgwiler Boten“.

Die Redaktionsstube Arnold Rieters befand sich in einem älteren Haus neben dem grossen Druckereigebäude, aus dem das stossweise Rollen der Rotationsmaschine ständig vernehmbar war. Die Redaktionsstube war in ihrer Art eine Sehenswürdigkeit. Beim Fenster befand sich ein Schreibtisch, der mit Zeitungen, Zeitschriften, Büchern, Manuskripten so voll geschichtet war, dass Rieter nur einen kleinen, viereckigen Platz zum Schreiben hatte, nicht mehr als eine Fläche von etwa zehn Zentimetern Tiefe und fünfzehn Zentimetern Breite. Rieter befand sich, wenn er schrieb, hinter einem Wall von Papier. Aber auch das Büchergestell an der Wand war nicht nur kreuz und quer

mit Büchern vollgestopft, sondern auch hier schichteten sich die Hefte, Zeitungen, Papiere aufeinander, und auch das Stehpult war damit bedeckt, ebenso sämtliche Stühle. Selbst an den Wänden waren neben Landkarten, Bildern, Photographien und dem Kalender einzelne Manuskriptblätter mit Reissnägeln aufgespießt. Wenn ein Besucher kam, dem Rieter einen Stuhl anbieten wollte, musste er zuerst den Papierberg hinwegräumen, wehe aber demjenigen, der das selber unternehmen wollte: „Halt!“ rief dann Rieter entsetzt, „macht mir bitte keine Unordnung!“

Rieter sass an seinem Schreibtisch hinter dem Papierwall, während die nachmittägliche Maien Sonne durchs Fenster hereinschien, an einem Haken bei der Tür hing sein neuer, hellgrauer Frühlingshut, der so gut zu seinem hellen Anzug passte, denn in sonderbarem Gegensatz zu dem Raum, in dem er zu arbeiten liebte, hielt er sehr auf ein gepflegtes Auftreten.

Etwas unwirsch rief er: „Herein“, als angeklopft wurde. Gut gelaunt und lärmiger als sonst, begrüßte ihn Lukas. „Auch wenn ich dich störe“, sagte er, „macht mir das nichts aus. Es ist mir sogar wurst, ob der „Bote“ morgen erscheinen kann oder nicht. Ich habe mit dir zu sprechen.“

„Wart einen Augenblick“, entgegnete Rieter, der sich nur kurz nach ihm umgewandt hatte, „lass mich wenigstens diesen Satz zu Ende schreiben.“

Lux sah sich umsonst nach einer Sitzgelegenheit um, als er sich daran machen wollte, einen Stuhl abzuräumen, schoss Rieter herum: „Rühr mir bitte nichts an, das ist alles genau geordnet.“

„Eine merkwürdige Ordnung“, bemerkte Lux. „Kannst du in diesen Haufen überhaupt etwas finden?“

„Natürlich“, erklärte Rieter, während er weiterschrieb. „In diesem Wust ist System. Ich weiss ganz genau, wo ich etwas zu suchen habe. Erst wenn die Putzweiber dagewesen sind und aufgeräumt haben, dann ist es fertig. Dann gibt es eine verzweifelte Sucherei.“

Lux trat abwartend zum Stehpult und blätterte gleich-

gültig in dort liegenden Heften. Rieter nahm von seinem Papierwall einige Blätter und reichte sie Lux, „da kannst du lesen, was die Welt von dir hält, das sind alles Eindrücke, die ich veröffentlichten soll. Aber die Herrschaften können lange warten.“

Aber Lux legte die Blätter geringschätzig beiseite. „Das ist schon längst überholt. Es ist alles anders.“

Diese rätselhaften Worte erweckten Rieters Neugier. „Was sagst du? Was ist alles anders?“

Lux machte eine ausholende Gebärde und sagte: „Alles!“

Rieter drehte sich auf seinem Stuhl ganz herum, dann stand er auf. „Also bitte, was meinst du damit?“

„Du wirst schon sehen ...“ und nach einer Pause fügte Lux hinzu: „Weisst du, der Hägni, das ist ein ganz patenter Kerl.“

„Das weiss ich schon lange, das ist für mich keine Neuheit ...“

„Oh, mein Lieber, Neuigkeiten wirst du schon genügend zu schmecken bekommen.“

Rieter betrachtete seinen Freund aufmerksam. „Einmal“, erkundigte er sich dann, „du hast wohl getrunken.“

„Oh nein ... oder ja ... ein wenig. Wir haben erstens und den zweiten Preis verschwelt.“

„Ach, daher ...“

„Oh nein, Herr Redaktor, nicht daher. Ich bin recht vergnügt, aber ich bin noch durchaus klar im Kopf. Meinst du, ich könne so ein paar Flaschen Cure d'Attas und Dôle nicht ertragen? Da irren Sie sich, Herr Redaktor. Uebrigens, Verehrtester, Truites au bleu, das ist wirklich ein gutes Essen.“

„Um mir das zu erzählen, brauchst du mich nicht der Arbeit zu stören.“

„Ja, ich bin auch gar nicht deshalb gekommen.“

„Also dann schiess los ...“

(Fortsetzung folgt)

Bim Chlapperlänbli umenand

Im „Zähringer“ a der Matten unden isch d'Challnere hinterem Buffet gschanden u het Gleier gschwänkt. Es isch i däm Momänt nid grad viel Gaschtig um e Wäg gsi u drum isch Bächtold Ruedi, der Wirt, am ene Tischli i der Nöchi vom Dfe ghodet u het d'Zytig gläse. U du si sie cho. Eine na'm andere. Rööb Mettler, der Tapizierer, het sech ganz z'hingerscht hinden i der Schtuben i der Nöchi vom Fänschter glädet u vor sech häre gschteret. D'Sunne het schreg zum Fänschter u gschune. U nadisna si alli zur Türe u tschalpet: der Gööb Ruedi, Karrer Fredy, Brunner Welsch, Zingg Rari u no mängen andere. Vom Fische het me bricht, vom Chrieg, vo der änglich-amerikani-sche Wirtschaftsdelegation, vo der Schwyzerspänd für die Chriegsgschädigte, vo der Altersversicherung u vo de Stüre natürlich o. Die liege bekanntlich alle Lüt uf em Mäge. Nimmer stülret gärr. Weder vo der Gasrationierig het sech kene meh trout es Wörtl z'säge. Wo mäge geschter hätte ihre paare enand bim e ne Haar bim Gring gno — u das mueß schließlech bim ene friedleche Bökli, wie d'Schwyzers eis mei si, nid absolut jede Tag vordcho.

Abeneinisch isch eine zur Tür us u wieder hne cho. U grad glych isch es mit der Stim-mig a de Fische hin u här gange. Me het sech erjheret u gly druf abe hei zwee d'Chöpf zäme-gschtreckt u mitenand küchelet.

Baschi, der Hund vom „Zähringer“ isch fuul wie Misch andere me Bänkli gläse u het blinz-let me's öppe gar lut zuegangen isch. „Baschi“ het dā Hung gheisse, wil der Bächtold Ruedi vor Jahren einisch der Kriminaler Sherlock Holmes „Der Hund vo Baskerville“ het gläse gha. Weder vom ene Polizeihung het üse Baschi de grad gar nüt a sech gha. E Pächter isch er gsi wie-n-er im Buech steiht, aber trohdäm — oder vielleicht äbe destwäge — isch er e liebe, treue Kärli gsi.

Der Zeiger am Zyt isch scho-n-es paarmal z'ringelum. So isch d'Zyt verrunne. Es si alli cho gsi wo süsch gäng öppe chöme. Nume uf eine het der Rööb Mettler vergäbe gwartet — uf si becht Fründ, der Wiggu Lang.

Eine na'm andere isch hei.

Gingerem Buffet het ds Biseli fertig grumoret gha. Wo-n-es syner Händ, wo vom halte Wasser süürrot gsi si, am Tüchli abtröchnet gha het, dräht es sech um.

„Du töttisch hei, Rööb. Es isch Syraße verboh.“

U grad göb er die Mahnig mett understüze, chunnt ne der Baschi mit inner füechte Schnur-ten a ds Chneu cho schrüpf. Sie hei's meh weder nume guet chönne die Zwee. Me cha sech ja dänke wie froh dā Hung gsi isch, wenn er es Mal het ufe dörfe u nädem Rööb am Aarebord hockle oder uf eigei Rächtnig dasume noule, me si Fründ grad gnue z'tue het gha für e vierpfündigi Barbe zuechezäke. We de so es „Tütschi“ im Gras glägen isch u mit dem Schwanz no es paarmal zablet het, isch de der Baschi fürta gleitig ume da gsi, het d'Zyre

holz grediuß gschellt, der Gring schen d'Syte gha u die lengschti Zyt däm Mettler zuegluegt.

„Du heisch rächt“ brümelet Rööb u si vierbeinig Fründ. Er nimmt der Hant Haagge u git dem Biseli d'Hand. Gly d'ghört me die hinderi Tür schleze, u d'Pflachter vom Zähringerplatz pole d' Tritte dür die schtilli Nacht.

Vom Münschter oben abe het's gschlage, u der Rööb het für sech äne gläse „was isch ächt o mit dem Wiggu Lang?“

